

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 35 (1931-1932)
Heft: 19

Artikel: Der Meister
Autor: Baer, Ernst Kurt
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670690>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

salen der Wirklichkeit, aus der drückenden Enge des Alltags drängte es ihn dann nach Trost und Erhebung, die er immer wieder in der freien, von der Kultur noch unberührt gebliebenen Natur fand. Und oft nahm er seine Zuflucht auch zum Metaphysischen.

Eines Nachts, als wir, von einer längeren Wanderung zurückkehrend, auf einer Bergeshöhe etwas ausruhten und versonnen in das vom Mondlicht umwobene Rheintal hinabschauten, sprach Hans von Goethes Gedicht „An den Mond“ den ersten Vers:

Füllest wieder Busch und Tal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz

in solch herzenswarmem, naivem Tone vor sich hin, daß ich zum ersten Male die tiefe Sehnsucht Goethes, endlich einmal befreit, losgelöst zu sein von all der Erdenschwere und Erdgebundenheit, so recht inständig empfand.

An einem heißen Oktobertag des Jahres 1913 trat droben im Berg der Tod an das

Bett des schwer mit dem Atem kämpfenden Hans, nahm ihm Ahle und Zwirn für immer aus der Hand und erlöste ihn von allen Nöten seines Daseins. Als ich mich beim Hause einfand, um dem toten Freunde die letzte Ehre zu erweisen, blühten im Gärtchen in allen Farben die Astern, jene mir so sympathischen Herbstblumen — die Totenblumen unserer Gärten, welche erst dann ihr volles Leben zeigen, wenn die Natur sich zum Sterben anschickt. Der Verstorbene wurde von vier Männern auf einer Bahre zu Tale getragen und begraben auf dem stillen Gottesacker des Dorfes, wo all die Arbeits- und Wandermüden ihre letzte Ruhestatt finden. Der Geistliche hielt dem teuren Abgeschiedenen eine ergreifende Predigt über die Worte: „Du lässest sie dahin fahren und sind wie ein Schlaf.“

In der Krone der alten Friedhofslinde raunt ein uraltes Geheimnis. In ihren Zweigen singen die Vögel jedes Frühjahr die Weisen, die der tote Schläfer vom Berge ungesungen mit sich zu Grab getragen. G. B.

Mit den Schwalben.

Wenn die Schwalben wieder kreisen
Mit dem lieblich-leichten Flug,
Faßt mit ihren hellen Weisen
Mich der alte Wanderzug.

Und mein Herz pocht auf und nieder
Zu der Flüge raschem Schwung.
Und im heitern Fluß der Lieder
Bin ich, ach, so jung, so jung.

Wenn die Schwalben wieder fliegen,
Lockt's auch mich zu freiem Flug.
Aber einst wird es sich fügen,
Ward des Reisens mir genug.

Möcht' die flinken Mädchen küssen
Und ihr Allerliebster sein.
Aber nur nicht bleiben müssen,
O da wehrt' ich kräftig: nein!

Kann noch nicht zu Hause sitzen
Wie der teure Großpapa.
Doch wo frische Augen blitzen,
Bin ich flink und fröhlich da.

Heinrich Fischer.

Der Meister.

Von Ernst Kurt Baer.

In Penzig bei Wien wohnte er einige Jahre in einem kastenförmigen, einstöckigen Hause. Die Vorderfront machte einen armseligen Eindruck; die andern drei weißgetünchten Mauern verkörperten in ihrer entsetzlichen Öde die Trostlosigkeit selbst. Um nichts besser war die Umgebung. Der Garten mit seinen dünnen Gräsern und den sandbestreuten Fußwegen und die alte, von Schlingpflanzen umrankte Laube verrieten eine peinliche Dürftigkeit. Nichts deutete

auf ein trautes Heim hin, aber vieles auf ein Trauerhaus. In den äußeren Rahmen paßte das Innere des Häuschens. Höchste einfach war auch das Zimmer im ersten Stock, in dem der Meister arbeitete, eingerichtet. Ein Stehpult war da, ein Schrifkasten, ein Schaukelstuhl, ein gebrechlicher Schreibtisch und einige Rohrstühle.

Vor dem Schreibtisch, über Manuskripte gebeugt, saß der Besitzer dieser Herrlichkeiten, ein großer, starker Mann. Die hochgewölbte Stirn

verriet den geistigen Arbeiter; ein Zwickel saß auf dem scharfgebogenen Nasenrücken. Der mächtige Vollbart spielte stark ins Graue hinüber, wie auch das nach rückwärts wallende, spärlich werdende, einst blonde Haar. In sein Antlitz hatte ein harter Daseinskampf eherne Spuren gezeichnet.

Ludwig Anzengruber hieß der Redakteur der Zeitschrift „Figaro“ war er und ein Dichter.

Von einer Sodawasserkur in Bad Hall zurückgekehrt, hatte Anzengruber an einem Juniabend des Jahres 1889 seinen intimen Freundeskreis um sich versammelt zur Vorlesung seines Werkes „Der Fleck auf der Ehr“. Das dreiaktige Volksstück hatte er als Eröffnungsvorstellung für das neue „Wiener Deutsche Volkstheater“ geschrieben. Nun erwartete er den Urteilspruch der Intimen.

Im Sitzzimmer, das an den Arbeitsraum grenzte, lauschten die Getreuen den Worten des Dichters. Der las meisterlich vor, ging auf in den Charakteren seiner Gestalten, entrollte Schicksale, schuf Stimmungen. Lebenswärme atmete alles. Die Freunde waren aufmerksame Zuhörer und folgten willig der Handlung.

Nach der Vorlesung behaupteten der Literaturhistoriker Anton Bettelheim und Vincenz Chiavacci, der humorvolle Schriftsteller, daß die Eröffnungsvorstellung im Deutschen Volkstheater ein durchschlagender Erfolg sein werde. Andere stimmten ihnen bei. Da ging ein Sonnenstrahl über das Antlitz des Meisters...

Sternenklar war die Sommernacht, als die Freunde in köstlicher Stimmung nach Hause gingen. Anzengruber aber saß noch lange vor seinem Manuskript am Schreibtisch und blickte zum Bild seiner Mutter auf. Die hatte an seiner Seite gekämpft als echte Dichtermutter, war tapfer geblieben im Ringen eines Jahrzehnts trotz aller Mißerfolge...

Die silberne Sternenpracht draußen am nächtlichen Himmel schien Gedanken zu beleben, Erinnerungen aufzuwecken aus der Vergangenheit.

*

Eine Schauspielertruppe wanderte durch das Land, von Ort zu Ort. Unter ihnen ein Episodenspieler und unbekannter Schriftsteller mit seiner Mutter. Ein Mädchen im grauen Gewande begleitete die Theaterskärner; ein dürres Männlein schlich sich hinter ihnen drein und sicherte schadenfroh vor sich hin. Glend und Hunger hießen die beiden. Doch unbeirrt rührte

der Episodenspieler die Feder, schrieb Dramen um seiner Ideale und des lieben Brotes willen. Dreizehn Schauspiele hatte er vollendet, als der erste Erfolg winkte; dreizehn Gulden war der Lohn. Und weiter ging der Kampf, und weiter zogen die Komödianten, zehn Jahre ohne Lichtblick, bis er, vom Leben hart mitgenommen, mit seiner Mutter in Wien landete. Da raffte er sich noch einmal zu einem Volksstück auf. Er nannte es: „Der Pfarrer von Kirchfeld“.

Anerkennung? — Anzengruber wagte sie nicht zu erhoffen, als er unerkannt in fiebriger Erwartung am 5. November 1870 unter den Zuschauern im Theater an der Wien saß. Als sich der Vorhang zum dritten Mal senkte, rief man nach dem Verfasser. Doch der rührte sich nicht. Halb Jubel, halb Schmerz kämpfte in ihm; die Begeisterung der Zuschauer konnte er nicht fassen. Am Schlusse des Schauspiels lastete ringsum ein ergriffenes Schweigen. Er verkannte es, schlich sich verzagt aus dem Theater, nach Hause in seine armelige Kammer in der Waisenhausgasse.

Und doch war es ein großer Erfolg. „Der Pfarrer von Kirchfeld“ ging über alle Bühnen.

An einem Maientage des folgenden Jahres blickte Ludwig Anzengruber zum ersten Mal Peter Rosegger in die Augen, und ihre Gläser erklangen zur dauernden Freundschaft.

Es folgten weitere Meisterwerke, doch das Theaterglück wandte sich von ihm ab; die Sorge blieb seine hartnäckige Begleiterin.

Dann starb die Mutter, das war sein größter Schmerz.

*

Aus dem Erdgeschoß hörte Anzengruber die Stimme seiner Frau. Ein Schatten flog über sein Gesicht. Ernste Gedanken mußten es sein, die ihn bedrängten. Er stand auf, trat an den braunen Schriftkasten heran und nahm ein beschriebenes Blatt heraus. Eine Weile blickte er darauf nieder, dann legte er es mit einer plötzlichen Hast in den Kasten zurück. Später fand man es in seinem Nachlaß: „Ein fremdes Element in mein Leben hineingetragen durch das Weib, durch das schmerzliche Erwachen aus Träumen der Jugend...“

Ein guter Teil seiner Sorgen stand zwischen den Zeilen. —

In der „Anzengrube“, am sonst so gemüthlichen Stammtisch, waren die Freunde an einem Augustabend Zeugen eines heftigen Schmerzensausbruches, darin das „fremde Element“

katastrophal gipfelte. Es war zur Entscheidung gekommen. Die Frau verließ nach sechzehnjähriger Ehe sein Haus, und seine Kinder gingen mit ihr. —

Das bescheidene Heim in Penzig, das der Dichter trotz aller Einfachheit liebte, wurde unhaltbar. Im Herbst zog er nach Wien in eine Mietwohnung in der Gumpendorfer Straße.

Der große Tag der Eröffnungsvorstellung im Wiener Deutschen Volkstheater rückte heran. Er wurde ein Ereignis großen Stils. Neben Raimund und Nestroy blickte vom Plafond das Bild Ludwig Anzengrubers auf die Zuschauer-menge herab. Ein Jubel durchheulte die Reihen des Publikums, als Ausdruck des Willkommensgrußes für den Dichter. Der stand schweigend und tief ergriffen an der Seite Roseggers, umringt von Freunden und Verehrern. Und über allem Glanz und Trubel, doch nur dem geistigen Auge sichtbar, zuckten die Worte auf in heiliger Flammenschrift: „Laßt uns gut-machen, was wir versäumt!“

Das war das erhabenste Ziel des neuen Musentempels. Man hatte sich an den Meister des Volksstücks erinnert, der trotz des Pfarrers von Kirchfeld, des Meineidbauern, der Kreuzelschreiber und wie alle die Meisterwerke hießen, viele Jahre von den Theatern gar zu stiefmütterlich behandelt worden war. Zudem wütete der Rotstift der Zensur barbarisch in unsterblichen Werken. Doch nun hatte man zu dem Dichter zurückgefunden, ein Jubel umbrauste ihn. Heilsrufe tönten ihm entgegen, bevor noch der Vorhang zum ersten Mal aufging. Und immer gigantischer wogte der Beifall empor von Akt zu Akt, und immer höher schwoll die tosende Begeisterung. Dann stand Ludwig blaß und überwältigt von den Empfindungen, die auf ihn einstürmten, auf der Bühne. Ein mächtiger Vorbeerfranz wurde ihm überreicht. Auf der Schleife standen fünf Worte in großer Schrift, jene Worte, die er selbst dem Wurzelsepp im „Pfarrer“ in den Mund gelegt hatte: „Du bist doch der Rechte!“

In der Nacht, die dem Festabend folgte, fand der Meister lange keinen Schlaf. Der Jubel brauste in ihm nach und versöhnte ihn mit den Bitternissen seiner Lebenserfahrung. Doch aus einem fernen Winkel, aufleuchtend im Sekundenschlag, höhnten zwei Worte wie die Phantasie der Nacht: „Zu spät!“ — Aber die edle Seele verneigte sich dankend und schüttelte das Haupt:

„Behalte mein Andenken! Keine Vergangenheit, keine Gegenwart — alles Zukunft!“

*

Ernst und still eilten die Freunde während der ersten Dezembertage in das Haus in der Gumpendorfer Straße. Von nah und fern kamen sie an das Krankenlager. Und wie der Dichter früher durchs Leben schritt, nicht achtend der Dornen des Weges, die ihm blutende Wunden rissen, so erledigte er auch jetzt noch auf dem Krankenbette getreulich die Redaktionsarbeiten für den „Figaro“.

Aber es kam ein Tag, da er ein Blatt in der Hand hielt, da er arbeiten wollte und nicht mehr konnte. Sein müder Blick streifte den Vorbeerfranz an der Wand.

War nicht jedes Blatt ein Lob und Dank für sich, froh nicht aus jedem eine Gestalt hervor, sich aufreckend zur vollen Größe? Der Wurzelsepp, der Pfarrer Hell, der Meineidbauer, der Steinklopferhanns, die kluge Annerl, die Horlacherlies und alle die andern genial hingestellten Bauern-Charaktere. Und sie umringten ihren müden Meister und verbeugten sich vor ihm. Das Bild der Mutter an der Wand begann Leben zu atmen, trat aus dem Rahmen, wurde Fleisch und Blut. Die Dichtermutter, die treueste Freundin seines Lebens, setzte sich an das Bett des kranken Sohnes. Ihre kühle Hand berührte seine Stirn, ihre Augen suchten seinen Blick. Im Aufglodern der heiligen Flamme der Liebe zogen sich die Gestalten zurück, die demütig ihren Schöpfer umringten. Schemen huschten an hoher Warte vorüber, nur Ausdruck ohne Übergang, wie das Werk eines Expressionisten. Und die fata Morgana zerrann in ein Nichts.

Noch immer hielt Anzengruber das Blatt in der Hand. Wer hatte es ihm gereicht? Bettelheim? Chiabacci? Ernst Such, der Karikaturist? Oder der alte Schlögl? — Wie verworren, wie sprunghaft war der Geist geworden! Anordnen wollte er dieses und jenes, etwas schreiben für den „Figaro“, irgend etwas, eine Redaktionsbemerkung.

Es ging nicht. Ermattet sank er in die Kissen zurück. Der Mund bewegte sich: „Mir fällt nix ein, ich bin ein armes Hunderl.“

Die Worte gehen von Mund zu Mund, von Freund zu Freund, eilen flüsternd durch die Straßen der Stadt und flüchten zum Volke als demütiges Bekenntnis seines Meisters. „Mir fällt nix ein, ich bin ein armes Hunderl.“ hat

Ludwig Anzengruber gesagt, der geniale Dichter und Schöpfer. —

*

Dichtgedrängt standen die Menschen an einem Dezembertage auf dem Wiener Zentralfriedhofe, als man den Volksdichter ins Ehrenggrab senkte.

Trüb war der Tag, doch der Himmel hatte ein Einsehen. Schneeflocken sandte er herab. Die hüpfen und sprangen durcheinander wie ein lustiges Völkchen, ganz, als wollten sie warnen wie der Steinklopferhanns: „Mit'm Traurigsein richt' mer nix, die Welt is a lustige Welt!“

Elegie.

Sieh', die gold'ne Sonne scheidet
Ferne hinter Bergen blau,
Stille liegt das Feld im Dunkel,
Bald bedeckt von Nacht und Tau.

Wie die Sonne, so entgleitet
Dir, o Seele, einst dein Glück,
Und es sinkt im Tau der Tränen
Stille in die Nacht zurück.

Max Voller.

Was wissen wir vom Bau der Erde?

Neue Forschungsergebnisse, von Universitätsprofessor Dr. C. Wagner.

Astronomen und Physiker erklären beide, daß die Erde vor ungefähr drei Milliarden Jahren als ein Ball von glühenden Gasen geboren worden ist. Der Chemiker kann dieser Behauptung durchaus beistimmen: er hat seit Tausenden von Jahren die Stoffe durchforscht, in allen Formen lebendige und tote Materie analysiert und dabei gefunden, daß es zweiundneunzig chemische Grundstoffe geben mag, von denen wir neunzig kennen. Nun sind die meisten dieser Grundstoffe oder Elemente zwar chemisch ganz und gar einheitlich, wir wissen indessen seit etwa zwanzig Jahren, daß sie physikalisch doch nicht einheitlich, sondern Gemische voneinander denkbar ähnlichen, nur durch ihre Schwere verschiedenen Atomen sind. Von wenigen Ausnahmen abgesehen ist aber das Verhältnis, in dem die verschiedenen schweren, sonst einander wie ein Ei dem anderen gleichenden Atome (die „Isotopen“) zum „Element“ gemischt sind, unabänderlich das gleiche. Ob wir Kupfer aus Afrika, aus Amerika, Europa oder Asien holen, wir finden stets, daß es aus der gleichen Zahl schwerer und leichter Atome zusammengesetzt ist. Diese Tatsache können wir nur dann verstehen, wenn wir annehmen, daß die schweren und leichten Atome irgend einmal Gelegenheit gehabt haben, sich in der restlos vollkommensten Weise zu vermengen, das aber kann eben nur im Gaszustand gewesen sein.

Die Lebensgeschichte der Erde beginnt also auch für die Chemie mit dem Zustand der vollkommenen Mischung: dem Chaos. In der nun folgenden, sehr kurzen Zeitspanne von kaum zwanzigtausend Jahren tritt die erste starke Abkühlung ein, die erste feste Kruste bildet sich und damit ist schon der ganze Lebensweg bis zum erstarrten Greisenalter bestimmt: im glühenden

Gasball ist die Chemie noch recht einfach. Von Atom zu Atom ist es weit und nur selten und von kurzer Dauer sind die Verbindungen, welche die Atome gleicher oder ungleicher Art miteinander eingehen. Es herrscht, wie man vielleicht sagen könnte, ein schrankenloser Individualismus des Atoms. Auch die Temperatur ist riesenhaft hoch. Erst wenn sie sinkt, wenn der Gasball sich zusammenzieht, wenn der Platz für den einzelnen eng wird, erst dann gibt es eine Chemie der Erde.

Nun muß aber auch nach dem physikalischen Gesetz der Schwere das Chaos sich sondern. Schweres zu Schwerem, in den Kern des sich ballenden Planeten, Leichtes zu Leichtem an den äußersten Rand, wo die Atmosphäre an den Weltraum brandet. Ist nun die Erde etwa so gebaut, wie eine Zwiebel mit neunzig Häuten? Das schwerste der Elemente als Kern, das nächst leichtere als erste Schale und so fort bis zu den letzten im höchsten Luftraum? Nein, denn weil nun mit der physikalischen Sonderung nach der Schwere unweigerlich zugleich das zauberhaft verwickelte Wechselspiel zwischen den neunzig Elementen beginnt, das wir Chemie zu nennen gewohnt sind, geht die Entwicklung einen anderen Weg. Wie aber können wir davon etwas wissen? Sind unsere Kenntnisse besser gesichert als die Phantasien von Jules Verne? Es scheint doch so, seitdem die Chemie sich der Sache angenommen hat. Zunächst aber gab es noch physikalisch zu lernen. Man wog die Erde, gemessen war sie schon im Altertum. Nun rechnete man: wäre jedes Stück der Erde genau so schwer wie ein anderes, so müßte ein Liter der Masse 5½ Kilogramm wiegen, fünf einhalb mal so viel wie ein Liter Wasser. Aber die Masse der Erdkruste ist viel leichter — nicht